

Gemeinsam am Tisch des Herrn ?

Vortrag bei der Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen in Nürnberg

(08. Juli 2004)

Eine von der Liturgiereform des Zweiten Vatikanischen Konzils nicht gewollte Entwicklung war eine gewaltige Messinflation, welche die anderen Formen christlichen Gottesdienstes völlig an den Rand gedrückt hat. Im Gefolge damit ergaben sich die „Massen-Messen“ des Papstes mit Hunderttausenden, ja Millionen von Menschen. Und zum Papstjubiläum im Oktober 2003 wurde gar ein „geistlicher Blumenstrauß“ in Form von Tausenden von Messfeiern von den Fidschi-Inseln bis nach Alaska inszeniert. Ob dies wohl überall und in allem der Intention des Stifters der Eucharistie/des Abendmahls entspricht? Ich hege hier meine Zweifel. Deshalb ist es mehr als angebracht, einmal tiefer über das Wesen und das Geheimnis der Eucharistie nachzudenken.

1. Ganzheitlichkeit und Erlösungsbedürftigkeit des Menschen

Rationalität, Fortschritt, wirtschaftlicher Profit, Globalisierung, politische Interessen und Interessen einzelner Gruppen und Verbände bestimmen das Leben in der heutigen Gesellschaft. Wie sich der einzelne fühlt, wie er sein eigenes Ich mit der persönlichen Kreativität und Originalität finden kann, ist im Fluss des Alltags kaum gefragt. Der Mensch muss funktionieren und hat sich übergeordneten Zielen zu stellen.

Auch der Gottesdienst ist in der Praxis, so wie er erlebt wird, von der Gefahr einer solchen Verzweckung nicht frei, doch von seinem Wesen her geht es ihm um eine ganzheitliche Erfahrung. Er bietet Raum für rationale und emotionale Erfahrung, er kennt Gesang und gesprochenes Wort, Meditation und Aktion, Bewegung und Innehalten, persönliches und gemeinsames Gebet, Stehen und Knien. Er gibt Orientierung durch einen wiederkehrenden Ritus und lässt Raum für Kreativität. Der Ritus will kein einengendes Korsett sein, sondern Voraussetzung dafür bieten, dass sich der Mensch ins Spiel bringen kann. Er schafft und garantiert sozusagen den Rahmen, in dem sich freies Handeln entfalten kann und der offen ist für Unberechenbares, auch dafür, dass Unberechenbares und Geheimnisvolles in die Erfahrung des Menschen einbrechen kann. Der Gottesdienst setzt auf eine Wirklichkeit, welche die rein rational nachvollziehbare Wirklichkeit übersteigt. Dort, wo der Ritus zum Selbstzweck wird und verhindert, dass Unberechenbares „hereinbrechen“ kann, widerspricht er seinem eigentlichen Wesen. Von daher ist bei der Feier der Liturgie in jeglicher Hinsicht darauf zu achten, dass weder ein Rubrikenfundamentalismus praktiziert noch einem Beliebigepluralismus gehuldigt wird.

Deshalb geht es bei der eucharistischen Feier, also der Hochform christlichen Gottesdienstes, inhaltlich nicht allein um das, was sich „äußerlich“ abspielt. Der Ritus verweist vielmehr auf eine Ebene, die den Menschen in seiner Erlösungsbedürftigkeit anspricht. Der Mensch erfährt sich immer wieder als einer, der trotz größter Leistung das eigene Lebensglück doch nicht schaffen kann. Trotz vieler Errungenschaften und Erleichterungen sind die Menschen nicht gesünder und zufriedener geworden. Es scheint so, als schaffe der technische und wissenschaftliche Fortschritt eher mehr und noch größere Probleme, als er löst. Und jeder Mensch macht immer wieder die Erfahrung des Schuldigwerdens, er erfährt die Grenzen menschlicher Machbarkeit. Wer sich auf diesem Hintergrund als erlösungsbedürftig versteht, hat auch einen grundsätzlichen Zugang zum Geschehen der Messfeier. Die Basis dafür ist, dass jeder Mensch die Bedeutung eines Opfers verstehen kann. Und in der Feier der Eucharistie geht es um ein Opfer, es geht um die Lebenshingabe Jesu, um seinen Tod am Kreuz und um seine Auferstehung, also um sein Erlösungs- und Heilswerk.

Jesus war ja sozusagen in die Rolle eines Opfers geraten. Er hat Hassgefühle in solcher Heftigkeit und Dichte auf sich gezogen, die nicht durch sein vorausgehendes Handeln begründet sein konnten. Spannungen innerhalb des israelitischen Volkes, nicht zuletzt hervorgerufen durch die römische Besatzungsmacht, haben sich offensichtlich auf ihn entladen. Das Besondere an Jesu Handeln war, dass er darauf nicht mit Aggression und Gegengewalt geantwortet hat. Er hat die Rolle des Opfers, in die er gedrängt wurde, aus freien Stücken angenommen und so die Spirale von Gewalt und Gegengewalt durchbrochen. Er hat damit aber auch den Menschen die Möglichkeit genommen, sich befreit zu fühlen, wenn Schuld auf irgendein Opfer übertragen wird. Insofern war sein Opfertod gleichsam ein Erlösungstod für die Menschen. Und dies hat zur Folge, dass die, welche schuldig geworden sind am Kreuzestod Jesu, mit ihrer Schuld unter dieses Kreuz treten können und vom Gekreuzigten angenommen werden. Der Tod am Kreuz wird zum paradoxen Sieg, zum Hineinsterben in ein neues Leben, zum Sieg über den Tod, hinein in die eschatologische Vollendung.

Wir fragen: Was hat dies mit der Messfeier, mit dem Abendmahl zu tun? Im Grunde ist das eucharistische Geschehen die Gegenwärtigsetzung des schuldlosen Opfers Jesu für uns, das Versöhnungsangebot Gottes an uns, wenn wir als schuldig Gewordene und Erlösungsbedürftige vor ihn treten. Dies ist das eigentliche Messgeschehen, das was sich wirklich tut und sich nicht allein im Herzen des einzelnen abspielt. So stellt sich die Frage, wie dies konkret erfahrbar wird.

2. Heilsgeschichte und Heilsgegenwart

Über diese Frage hat vor allem der Benediktiner Odo Casel (1886 – 1948) nachgedacht und mit seiner *Mysterientheologie* versucht, die Begegnung des Menschen mit

dem Heilswerk Jesu in der Liturgie zu beschreiben. Sein Anliegen besteht in der Frage: Wie wird der Mensch des Heiles teilhaftig? Und er gibt zur Antwort: Erlöser und zu Erlösender müssen sich begegnen. Dies bedingt nun die Frage nach der zeitlich längst vergangenen Heilstat. Dafür hat Casel den Begriff „Mysteriengegenwart“ geprägt. Mysterium ist für ihn zunächst Gott selbst, der Verborgene. Aber zum Begriff „Mysterium“ gehört auch das Offenbarwerden. Der verborgene Gott offenbart sich in Jesus Christus. „Wer ihn gesehen hat, der hat den Vater gesehen“ (vgl. Joh 14,9). Ganz entscheidend ist nun für Odo Casel, dass die Person Jesu Christi nicht von seinen Taten zu trennen ist. Jesu gesamtes Heilswirken bildet zusammen mit der Person, die es gewirkt hat, eine Einheit. Durch den Vollzug der Liturgie tritt diese Einheit von Person und Werk in die Gegenwart herein. Nach Casel ist also die Heilstat Jesu Christi nicht nur kraft seines Stifterwillens ihrer Heilswirkung nach im Gottesdienst gegenwärtig und erreicht auf diese Weise die Gläubigen, sondern die Heilstaten des Herrn selbst sind in der Liturgie gegenwärtig und wirksam und vermitteln den Christinnen und Christen die Gewissheit, dass sie miteinander auf dem Weg zur ewigen Gemeinschaft mit Gott sind.

Damit tritt Odo Casel entschieden dem weit verbreiteten Missverständnis entgegen, dass die Liturgie bloße Gedächtnisfeier und Erinnerung an vergangenes Geschehen im subjektiven Sinn sei. Er betont vielmehr, dass sie die wirkliche Gegenwart (Realpräsenz) des Herrn und seiner Heilstaten zum Inhalt hat, die sich in jedem Gottesdienst, am dichtesten aber in der Feier der Eucharistie, neu aktualisieren (Aktualpräsenz). In der Feier der Liturgie ereignet sich darum nach Odo Casel das gleiche göttliche Heilswirken, wie es in den geschichtlichen Taten Jesu Wirklichkeit geworden ist. Das Christus-Mysterium wird gegenwärtig im Kultmysterium. Der Unterschied zwischen beiden besteht darin, dass das Kultmysterium die kultische Vergegenwärtigung des Christus-Mysteriums ist. Wenn in früheren Katechismen zu lesen war, dass die Messfeier die „unblutige Erneuerung des Kreuzesopfers Christi“ ist, dann ist diese Aussage nach dem Verständnis der Mysterientheologie von Odo Casel nicht mehr haltbar. Denn entsprechend der Aussage der Katechismen wäre der damalige Kreuzestod des Herrn nicht so viel wert gewesen, er müsste vielmehr immer wieder erneuert werden. Auch der Begriff „Hingabe“ bezeichnet das ganze Geschehen am Kreuz verständlicher und unseren heutigen Vorstellungen entsprechender als „Opfer“. Als Konsequenz müsste eine Neuformulierung der entsprechenden Passagen in den Hochbetstexten des römischen Messbuches ins Auge gefasst werden. Insgesamt aber besitzen die theologischen Zusammenhänge der Casel'schen Mysterientheologie eine ganz gewichtige ökumenische Relevanz.

Wir können also festhalten, dass wir nach dem Verständnis von Odo Casel in der Liturgie dem Heilswirken des Herrn begegnen, das, befreit von historischen Bindungen, sakramental gegenwärtig ist, gegenwärtig im Geheimnis, am stärksten und

dichtesten in der Eucharistie, welche die sakramentale Gegenwärtigsetzung seines Lebens, seiner Passion und seiner Auferstehung und Erhöhung, also des Höhepunkts und Inbegriffs seines Heilswirkens, darstellt. Darum leben alle anderen Sakramente von der Eucharistie her und sind liturgisch auf sie hingebordnet. Dass diese theologischen Gedankengänge damals in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zum Teil erbittert bekämpft wurden, kann nicht verwundern. Letztlich aber fanden sie Eingang in die Theologie der Liturgiekonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils und können auch ökumenisch eine Brücke bauen zum lutherischen Abendmahlsverständnis. Von daher erscheint es angebracht, die Struktur der eucharistischen Feier tiefer zu bedenken; im Übrigen entspricht diese Struktur auch der Struktur des Sakramentsgottesdienstes im neuen Evangelischen Gottesdienstbuch.

3. Die Makrostruktur der erneuerten römischen Messe

3.1 Am „Tisch des Wortes“

Die Aufgliederung der erneuerten Messe in zwei Teile ist äußerlich schon daran zu erkennen, dass der eucharistische Gottesdienst am Altar gefeiert wird, der Wortgottesdienst aber an jener Stelle, die mit einem alten Wort aus dem Griechischen „*Ambo*“ (= die Stelle, zu der man hinaufsteigt) genannt wird. Entsprechend der Liturgiereform, die das Zweite Vatikanische Konzil auf den Weg gebracht hatte, soll jeder Altarraum neben dem festen Altar einen Ambo, den Tisch des Gotteswortes, besitzen. Ein Kirchenraum ohne einen solchen festen Ambo wäre heute ebenso unvollständig wie einer ohne Altar.

Nun stellt sich die Frage: Wie kommt es denn, dass die katholische Kirche seit neuestem soviel Wert auf den Wortgottesdienst, auf das Wort Gottes legt? Es ist ganz sicher, der Auftrag des Herrn „*Tut dies zu meinem Gedächtnis*“ bezieht sich nur auf den zweiten Teil der Messfeier, eben das Geschehen mit Brot und Wein. Wann genau sich mit diesem eucharistischen Teil ein Wortgottesdienst verband, kann man heute nicht mehr sagen. Sicher weiß man nur, dass es nach dem Zeugnis des Märtyrers Justin etwa 100 Jahre nach Tod und Auferstehung Jesu so war und seither nie mehr anders. Es ist eben ganz natürlich, dass Christen, die sich zum eucharistischen Mahl treffen und darin das Gedächtnis des Lebens, des Sterbens und der Auferstehung ihres Herrn feiern, auch von ihm und seiner Botschaft reden, sich an sein Wirken und an seine Lehre erinnern. In der frühesten Zeit haben die Christen gewiss die Schriften des Ersten Testaments daraufhin untersucht, was sie über Jesus aussagen, und haben dann von Jesus selbst und seinen Worten erzählt. Wenn deshalb die Kirche heute vor dem eigentlich eucharistischen Geschehen einen Wortgottesdienst hält, dann tut sie dies in Nachahmung dessen, was die Urkirche tat, wenn sie sich zum Gottesdienst versammelt hat.

Doch gibt es auf die Frage nach dem Wert des Wortgottesdienstes noch etwas zu bedenken. Für die alttestamentliche und jüdische Theologie war das Wort Gottes kein bloßer Schall und Rauch. Es hat vielmehr Kraft und bewirkt etwas, und zwar immer und so selbstverständlich, wie der Regen die Erde nass macht, um Prophetenworte zu gebrauchen (vgl. Jes 55, 10). Für den Menschen des Ersten Testaments hat das Wort Gottes deshalb solche Macht, weil der mächtige Gott selbst darin gegenwärtig ist. Das Zweite Testament fügt nun das eigentlich Christliche hinzu, wenn es im Hebräerbrief heißt: „In dieser Endzeit hat Gott zu uns gesprochen durch seinen Sohn“ (Heb 1, 2). Und das vierte Evangelium bezeichnet diesen Sohn als das Wort Gottes. Darum kann Jesus wie sonst niemand den Anspruch erheben, Gottes Wort zu verkünden. Ja, er geht sogar noch weiter, wenn er seinen Jüngern sagt: „Wer euch hört, der hört mich“ (Lk 10, 16). Das Zweite Vatikanische Konzil hat nun die alte, in der katholischen Kirche weitgehend vergessene Wahrheit in Erinnerung gerufen, dass Christus in seinem Wort gegenwärtig ist, wenn die heiligen Schriften in der Kirche gelesen und erklärt werden (vgl. SC 7). Das heißt also: wenn die Lesungen im Gottesdienst vorgetragen und durch lebendiges Menschenwort ausgelegt werden, dann macht sich Christus selbst gegenwärtig und spricht zu uns.

3.2 Am „Tisch des Brotes“

In den letzten Lebenstagen Jesu hat sich die Situation um seine Person zugespitzt. Der Herr spürt geradezu, dass es nicht mehr lange gut gehen kann. So stellt er sich darauf ein, von den Seinen Abschied zu nehmen. Nun ist Weniges so sehr Ausdruck menschlicher Zusammengehörigkeit wie das Sitzen um einen Tisch und das gemeinsame Essen und Trinken. Jesus will daher seinen Freundinnen und Freunde am letzten Abend seines irdischen Lebens die innige Verbundenheit zu ihnen in einer ganz besonderen Tiefe erleben lassen. Für den gläubigen Juden war dazu der angemessene Rahmen ein Festmahl. Dabei stellte man sich vor, dass Gott selbst in der Runde um den Tisch anwesend ist. Man war sich bewusst, dass alles, was man an Gutem erfährt, Geschenk seiner Güte und Liebe ist. Und dies brachte man zum Ausdruck, indem man bei Tisch Gott im Gebet Dank sagte. So geschah es auch beim Abschiedsmahl Jesu. Man hatte sich zusammen gefunden, und Jesus eröffnete das Mahl wie jeder jüdische Hausvater. Er nahm eines der Brote, die auf dem Tisch lagen, in die Hand und richtete einen kurzen Lobpreis an den Vater. Dann brach er das Brot in so viele Stücke auseinander, wie Personen um den Tisch versammelt waren und gab jedem eines. Danach hielt man das Mahl. Und als man sich satt gegessen hatte, blieb man, wie es auch heute noch bei festlichen Anlässen üblich ist, weiterhin länger zusammen sitzen und trank Wein. Aber zunächst nahm Jesus wie jeder israelitische Hausvater nach einem feierlichen Mahl einen Becher mit Wein, sprach darüber nochmals einen längeren Lobpreis Gottes und reichte den Becher weiter.

Was nun genau dieses Festmahl von allen anderen unterschied, waren die Worte, die Jesus vom Brot und vom Becher beim Verteilen sagte. Er sprach nämlich von seinem **hingebenen** Leib und von seinem **vergossenen** Blut. Somit nahm er seine Opferhingabe am Kreuz voraus und in die Gegenwart dieses Mahles hinein. Und mit den Worten „*Tut dies zu meinem Gedächtnis*“ gab er den Auftrag, später diese gleiche Opferhingabe immer wieder zu vergegenwärtigen. Jesus hat also sein Vermächtnis mit einem jüdischen Festmahl, und **nicht** mit dem Pesachmahl, verbunden. In der Folgezeit aber verlegte man sehr bald das eucharistische Geschehen mit dem Brot vom Anfang des Mahles an dessen Ende und schließlich sah man, vor allem in heidenchristlichen Gemeinden, gar keine Notwendigkeit mehr, die Eucharistie in Verbindung mit einem jüdischen Festmahl zu begehen. Man verband sie mit einem Wortgottesdienst und feierte sie als verselbständigten Gottesdienst, der dann auch auf den Morgen verlegt werden konnte. Das alles geschah bereits in den ersten hundert Jahren der christlichen Geschichte, in denen sich die Gestalt der Messfeier stärker verändert hat als in der Zeit vom zweiten bis zum zwanzigsten Jahrhundert.

Als die beiden eucharistischen Handlungen mit Brot und Wein zusammengelegt wurden, wuchsen bald auch die beiden Dankgebete zu einem einzigen zusammen. Der Vorsteher der Eucharistie nahm gleich Brot und Wein, sagte Dank für beides, brach dann erst das Brot und teilte die beiden konsekrierten Gaben als Leib und Blut Christi aus. Dem folgt nun auch die Ordnung der heutigen Eucharistiefeyer: dem Nehmen von Brot und Wein entspricht die Gabenbereitung, dem Dank für beides das Eucharistische Hochgebet; darauf folgt das Teilen des eucharistischen Brotes und das Austeilen von Leib und Blut des Herrn. Zum rechten Verstehen des Eucharistischen Hochgebetes ist im Hinblick auf Begriff und Inhalt noch einiges anzumerken. In den Einsetzungsberichten des Zweiten Testaments heißt es nicht: „*Er nahm Brot und Wein und verwandelte sie*“, sondern: „*Er nahm Brot und Wein und sagte Dank*“. Es geht in diesem Teil der Messfeier also nicht zuerst darum, dass etwas mit Brot und Wein geschieht, sondern darum, dass Gott gedankt wird. Wenn man früher die „Wandlung“ als zweiten Hauptteil der Messe bezeichnet hat, dachte man meist gar nicht an das Hochgebet, sondern nur an jenes Mittelstück, in dem die Worte zitiert werden, mit denen Jesus Brot und Wein als seinen Leib und sein Blut bezeichnet hat. Man hat diese Worte allzu unbekümmert „Wandlungsworte“ genannt, als müssten sie nur vom Priester gesprochen werden, um Brot und Wein zu verwandeln. Die Herrenworte sind jedoch in der Messfeier Teil eines Gebetes, eben des großen lobpreisenden Dankgebetes, wie das Eucharistische Hochgebet auch verstanden werden kann. Zwar käme die Verwandlung von Brot und Wein nicht ohne das Sprechen dieser Worte zustande, aber sie haben auch nur dann verwandelnde, konsekrierende Kraft, wenn sie innerhalb des Hochgebetes gesprochen werden, ansonsten wäre ein Magie-Verdacht nicht ganz unbegründet. Das ganze Eucharistische Hochgebet ist

eben Dankgebet an den Vater und Gebet um die Heiligung, um die Wandlung der Gaben.

In diesem Zusammenhang sei allerdings an einen beachtenswerten Vorgang der letzten Zeit erinnert. Denn Papst Johannes Paul II. hat der in Einheit mit Rom stehenden chaldäischen Kirche des Ostens erlaubt, mit der altorientalischen Kirche der Assyrer Eucharistiegemeinschaft aufzunehmen. Damit verbunden war die Anerkennung des eucharistischen Hochgebetes der assyrischen Liturgie; die Anaphora von Addai und Mari ist somit liturgisch gültig, gleichrangig und mit dem katholischen Eucharistieverständnis vereinbar. Das Besondere daran ist, dass dieses Hochgebet keinen Einsetzungsbericht enthält, der seit der Zeit der scholastischen Theologie im Hochmittelalter für die Konsekration der Gaben als unerlässlich erachtet wird. Somit hat die vatikanische Erlaubnis insofern Entscheidendes ins Bewusstsein gerückt, dass nämlich zu jeder Feier der Sakramente und daher auch zur Konsekration von Brot und Wein wesentlich ein anamnetisch-epikletisches Gebet gehört, wobei das Eucharistiegebet der Messfeier eine Einheit bildet, die es nicht erlaubt, die Einsetzungsworte zu isolieren.

Indirekt könnte dies in der römischen Kirche des Westens die zum Teil vergrabene theologische Überzeugung wieder lebendig werden lassen, dass die Eucharistie Verkündigungs- und Bekenntnischarakter besitzt. Von daher hat diese Dimension auch Konsequenzen für die eucharistische „Gastbereitschaft“ auf katholischer Seite. Dazu hat der Wiener Kardinal Christoph Schönborn eine „Handregel“ vorgelegt, die sich Kardinal Walter Kasper zu Eigen machte und folgendermaßen erläutert: „Für uns kann es keine allgemeine offene Einladung zur Kommunion geben, auch nicht für Katholiken. Die Grundvoraussetzung der Zulassung zur Eucharistie ist die Frage, ob man am Ende des eucharistischen Hochgebetes und beim Kommunionempfang ehrlichen Herzens mit der ganzen versammelten Gemeinde Amen sagen kann zu dem, was in der Eucharistiefeier nach katholischem Glauben geschieht, und ob man dieses Amen mit dem Leben bezeugt“.

4. Eucharistie/Abendmahl „nach Auschwitz“

Im August 2003 hatte ich überraschend die Gelegenheit, mit Schweizer Freunden aus dem Kanton Graubünden die „Passiun a Vella im Val Lumnezia“ zu besuchen. Dieses Passionsspiel in der Romanisch sprechenden Surselva hat uns alle zutiefst beeindruckt, da es sich grundlegend von den üblichen uns bekannten Passionsspielen wie z.B. in Oberamergau unterscheidet. Text und Dramaturgie stammen von dem dort beheimateten früheren Fundamentaltheologen an der Hochschule der Benediktiner Sant' Anselmo in Rom, Ursicin Derungs. Er wollte ganz dezidiert, dass sein Passionsspiel sich der solidarischen Verbundenheit mit allen Verfolgten, Ent-

rechteten, Unterdrückten, mit den anonymen „Passionen“ der Geschichte verpflichtet fühlt. Von daher war der Autor gehalten, von den großartigen Kreuzigungsbildern der barocken Passionsspiele weg- und auf das menschliche Schicksal Jesu zurück zu blenden, nach Möglichkeit seine historisch fassbaren Umrisse freizulegen. Dabei stellen sich einige Fragen: Warum wurde dieser Jesus angeklagt, verurteilt und schließlich hingerichtet? Was waren die wirklichen Gründe dafür, und was galt nur als Vorwand? Der Prophet aus Nazareth erlag zum einen nicht anders als viele andere Schicksalsgenossen dem berechnenden Zynismus der Mächtigen, in seinem Fall jenem der Priesteraristokratie in Jerusalem im Einvernehmen, also in Kollaboration mit der politischen Besatzungsmacht der Römer. Zum andern erlag er aber auch der Glaubensüberzeugung der Sadduzäer und des Hohen Rates, nach der Jesus mit seinem unerhörten Anspruch ein eklatanter Gotteslästerer und Verführer Israels war, der den Tod verdient hat. Man wollte sich auf keinen Fall von diesem selbst ernannten Messias hinterfragen und seine Kreise stören lassen. So beleuchtet sehen wir einen Jesus, der sozusagen auf der gleichen Stufe aller ungerecht Verurteilten steht. Auf diese Weise wird er nicht zum exklusiven Gekreuzigten, der die Passionen der Welt ausblendet, sondern alle unschuldig „Gekreuzigten“ und Umgekommenen aus der Geschichte hervorholt und dem Vergessen einer schnelllebigen Gegenwart entreißt.

Stellen wir nun den Tod, die Lebenshingabe dieses Gerechten neben den millionenfachen Tod von Unschuldigen oder Gerechten, den beispielsweise die Shoah, der so genannte Holocaust, verursachte, dann sind wir Christen in verschiedener Hinsicht herausgefordert und angefragt. Wir müssen uns nämlich immer von neuem bewusst sein, dass die christliche Geschichte zugleich mit der Verurteilung und Hinrichtung von Unschuldigen und Gerechten jenen Jesus aus Nazareth mitverurteilt und mitgetötet hat. Denken wir hier zum Beispiel nur an das ganze Unheil und Morden, das kirchliche Institutionen mit der Inquisition und den Hexenverfolgungen angeordnet haben. Erinnern muss man in diesem Zusammenhang aber auch an die systematische Ausrottung des Stammes der Herero im ehemaligen Deutsch-Südwestafrika (heute Namibia) durch die kaiserlichen Schutztruppen am Beginn des letzten Jahrhunderts (1904/05). Bei dieser Aktion standen die christlichen Missionare in einem völlig falsch verstandenen Patriotismus voll hinter dem damaligen zwielichtigen deutschen Kaiser Wilhelm II. und waren stolz auf ihren „grausamen Dienst und ihre soldatische Pflicht“. Hierher gehört aber ebenso der grauenhafte Völkermord vom Jahr 1994 in Ruanda, wo Christen aus den Stämmen der Hutus und Tutsis sich einander in grausig-bestialischer Weise abgeschlachtet, und dabei sogar Priester und Bischöfe ihre Mordlust und ihren Blutrausch gestillt haben; diese Massaker unter Christen, die man nicht zu Unrecht als „Afrikas Auschwitz“ bezeichnet, forderten damals fast eine Million unschuldige Menschenleben. Von daher ist uns Christen und

den Kirchen aufgegeben, Jesus und seine Passion immer wieder neu und demütig aus der Geschichte als unverdientes Geschenk entgegenzunehmen und weiterzugeben. Der Mensch Jesus soll jedem zugänglich werden, in seine Menschlichkeit soll jeder Aufnahme finden. Und von diesem Menschen, der im Passionsspiel mit einem Schrei am Galgen stirbt, bekennt der römische Hauptmann beim Evangelisten Markus: „Wahrhaftig, dieser Mensch war Gottes Sohn!“ (Mk 15, 39) Und ihm galt in der Liturgie der frühen Christen der Ruf: „Maranathà, komm, o Herr“!

Der Autor der Passiun aus dem Val Lumnezia trifft in seiner Einführung zum Spiel aus diesen Zusammenhängen heraus die nüchterne Feststellung, dass „nach Auschwitz“ Passionsspiele eigentlich nicht mehr so die gleichen sein dürfen, wie man sie mit allem barocken Pomp bisher zur Aufführung brachte. Ich möchte diese Feststellung zu einer unbequemen Frage erweitern: Dürfen wir Christen eigentlich „nach Auschwitz“, wo die Menschen in jedem Fall bewusst in ihrer Persönlichkeit getötet wurden, noch bevor sie physisch erledigt waren, dürfen wir nach den Attentaten von New York und Madrid weiterhin so arglos, belanglos und selbstverständlich die Eucharistie / das Abendmahl feiern, wie es die ganzen Jahrhunderte hindurch erfolgt ist? Eine endgültige Antwort darauf ist mir derzeit noch nicht möglich, aber eine vorläufige Antwort kann nur lauten: eigentlich nicht! Unser Glaube sagt uns doch, dass in diesem eucharistischen Geschehen dieser Gequälte, dieser Gefolterte und Gekreuzigte und sein Erlösungswerk, das in seiner Auferstehung und Verherrlichung gipfelt, geheimnishaft gegenwärtig werden. „ER gibt uns sein Leben hier in Wein und Brot“ (GL 939, 5). Eucharistie/Abendmahl „nach Auschwitz“ müsste dann ipso facto als „Anti-Auschwitz“ einzuordnen sein. Dies hat zur Konsequenz, dass bei der Feier der Eucharistie/des Abendmahls all jene Werte des Aufbaus, der Gabe und Gnade, des Sich-Zueinander-Findens mit einem wachen Blick auf die Geschichte und, wenn möglich, mit einem sichtbaren Zeichen des Gegensatzes zu Auschwitz hervorgehoben werden müssten. Ganz sicher wäre dies eine Art und Form, das Negative der Geschichte in der Eucharistie/im Abendmahl zu vergegenwärtigen und sozusagen zu „vernichten“. Eucharistie/Abendmahl könnten dabei nur gewinnen; denn sie würden in der Konfrontation mit der Jetztzeit aufgewertet und glaubwürdig gemacht werden. Ganz konkret könnte das etwa einmal im Jahr bei einem eigenen Gedenkgottesdienst (etwa am 27. Januar, dem „*Gedenktag der Opfer der Nazidiktatur*“, vom früheren Bundespräsidenten Roman Herzog angeregt) aus- und eindrücklich entfaltet werden, indem z.B. die Mitfeiernden einander Brot reichen in Erinnerung an den aufgezwungenen „Brotraub“ unter entwürdigten KZ-Häftlingen.

Doch steht auch unverrückbar fest, dass jede Feier der Eucharistie/des Abendmahls ihren gelebten Ort in der Geschichte einnimmt. Ist es dann nicht ein unsägliches Ärgernis, wenn vielfach von Priestern die Eucharistie einfach lieblos, unglaubwürdig weil unvorbereitet, ohne persönliche Zuwendung und geistliche Ausstrahlung, in kal-

ter, formelhafter Routine und geschäftsmäßig abzelebriert wird und bei der Kommunion heutzutage massenhaft Leute abgespeist werden, die eigentlich gar nicht eucharistiefähig sind, da ihnen die Tiefe und Wesenhaftigkeit des eucharistischen Glaubens, also die entsprechende geistliche Einstellung dazu, die Spiritualität, abgehen? Unseren Gemeinden ist wieder überzeugend und eindringlich klar zu machen, dass wir Mahl halten und uns keinen Schnellimbiss abholen! Es muss etwas getan werden gegen die neue Oberflächlichkeit und gegen eine „Eucharistie light“. Wer also zum eucharistischen Geschehen nicht aufrichtig Amen sagen kann, sollte sich zurück nehmen und dem Kommunionempfang fern bleiben. Des Weiteren müssen wir uns immer wieder neu zum Bewusstsein bringen, dass die Feier der Eucharistie/des Abendmahles auch ein Fest der Versöhnung in einer Welt ist, die das Morden, den Verrat, die Unterdrückung und den Terrorismus kennt. Und genau da stellen sich uns harte Fragen: Können wir dann überhaupt un-schuldig ein Friedensmahl feiern, wenn wir an der globalen Form von Egoismen beteiligt sind? Können wir da un-bewusst bleiben und so tun, als ob uns das Unrecht der Welt, die unfairen Bedingungen, die zu Krieg und Terrorismus führen, nichts angingen? Für uns bestehen zwei Möglichkeiten: entweder auf das heilige Mahl zu verzichten und zu fasten oder uns bewusst immer wieder zum Versöhnungsmahl, gerade nach Auschwitz, das ein Synonym für so vieles ist, nach New York und Madrid einladen lassen, dies ganz tief erleben und sich immer wieder mit sich selbst, mit den anderen und mit Gott versöhnen lassen, immer wieder neu mit diesem Symbol des Friedens und der Versöhnung anfangen und versuchen, jeden Tag mehr dem zu entsprechen, was die Feier der Eucharistie/des Abendmahles uns Christen über alle Konfessionsgrenzen hinweg abverlangt.

Das erste Ziel der durch das Vatikanum II auf den Weg gebrachten Liturgiereform war ein innigeres und intensiveres Leben aus und in dem Mysterium Christi. Es ist meine Überzeugung, dass das Krafffeld der Liturgie nicht erlahmen kann; denn diese Kraft ist göttlich und gestiftet und geistgewirkt. Erlahmen kann die Kraft der Feiern; schwach werden kann die Einsicht der Verantwortlichen; schwach werden kann das Interesse an den Herausforderungen, die sich aus der Feier der Eucharistie ergeben; schwach werden kann auch der Glaube. Und so sollten wir alles dransetzen und alles andere hintansetzen, um immer wieder frei zu sein für die Einladung des Herrn zu seinem Versöhnungsmahl. Denn ohne dieses Versöhnungsmahl, ohne dieses Herrenmahl kann ein Christ, ganz gleich welcher Konfession, nicht leben!

Prof. Dr. Karl Schlemmer

Fazit der Darlegungen

- *Jeder Mensch, der sich seiner Erlösungsbedürftigkeit bewusst ist, findet grundsätzlich einen Zugang zum Geschehen der Meßfeier.*
- *Die Mysterientheologie verdeutlicht die geheimnisvolle Gegenwart des Erlösungswerkes Jesu Christi in der Feier der Eucharistie und hat nicht zuletzt von daher eine gewichtige ökumenische Relevanz.*
- *Die erneuerte Meßfeier besitzt eine eindeutig klare und nach außen hin sichtbare Struktur, insofern der Tisch des Wortes und der Tisch des Brotes bereitet sind.*
- *Eucharistie/Abendmahl „nach Auschwitz“ will in meditativer Form die aktuelle Eingebundenheit dieses Geschehens in die Irrungen und Wirrungen der jeweiligen Zeit zum Bedenken geben.*

Literatur

Heinrich Kahlefeld, Christus inmitten der Gemeinde, Frankfurt/M. 1983.

Klemens Richter/Arno Schilson, Den Glauben feiern, Mainz 1989.

Johannes H. Emminghaus, Die Messe, Klosterneuburg 1976.

Karl Schlemmer, Bausteine für den Gottesdienst, Würzburg 1980.

Hanns Kerner (Hrsg.), Gottesdienst und Kultur - Zukunftsperspektiven, Leipzig 2004.

*Reinhold Morath / Wolfgang Ratzmann (Hrsg.), Herausforderung: Gottesdienst
(= Beiträge zu Liturgie und Spiritualität, Bd. 1), Leipzig 1997.*

*Jörg Neijenhuis (Hrsg.), Erneuerte Agende im Jahr 2000?
(= Beiträge zu Liturgie und Spiritualität, Bd. 2), Leipzig 1998.*

*Wolfgang Ratzmann (Hrsg.), Der Kirchentag und seine Liturgien
(= Beiträge zu Liturgie und Spiritualität, Bd. 4), Leipzig 1999.*

Karl-Heinrich Bieritz, Liturgik, Berlin – New York 2004